

 **BUCH**
SCHMIEDE



Gabi Ebermann, geboren 1965, verheiratet.
Sie lebt gemeinsam mit ihrem Mann Wolfgang
in ihrer Lieblingsstadt Wien.

GABI EBERMANN

MEIN SOMMER OHNE ARME

Roman

© 2023 Gabi Ebermann

Umschlaggestaltung und Layout: Wolfgang Ebermann

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschniede.at

ISBN Paperback 978-3-99152-506-6

ISBN E-Book 978-3-99152-505-9



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Schau der Welt ins Gesicht!

Prolog

Mein Leben erschien mir grau und leer und ich fühlte mich von der ganzen Welt im Stich gelassen. Der letzte Funke Lebensfreude war schon vor langem aus mir herausgeprügelt worden. Dann wurde ich auch noch ungewollt schwanger! Ich wollte es nicht wahrhaben und hielt meine Befindlichkeiten für erste Anzeichen der Wechseljahre. Ich steckte den Kopf in den Sand und dachte, ich könnte es durch Ignorieren ungeschehen machen – so lange, bis es für eine Entscheidung gegen dieses Leben in mir zu spät war. Ich war zweiundvierzig Jahre alt und fühlte mich außer Stande ein Kind zu lieben! Für mich allein die Verantwortung zu tragen war schon schwierig genug, aber einem Kind gerecht zu werden, überstieg meine Vorstellungskraft bei Weitem. Wie konnte mir das nur passieren? Würde ich das schaffen? Woher sollte ich bloß die Kraft dafür nehmen? War das die Chance, gegen meine Verlorenheit anzukämpfen?

Mein kleinster Hoffnungsschimmer, dass sich alles zum Guten wenden könnte, wurde mit der Geburt von Pascal zerstört! Ein Junge! Auch das noch! Das war überhaupt das Schrecklichste, was mir passieren konnte. Ich wollte mit Männern nichts zu tun haben. Ein Mädchen hätte ich sicher lieben können, aber dieses kleine Wesen erschreckte mich zutiefst. Ich konnte mich nicht mit einem männlichen Individuum abfinden. Was,

wenn ich es nicht schaffen sollte, ihn zu einem liebevollen, mitfühlenden und verantwortungsbewussten Mann zu erziehen? Meine Glaubenssätze waren diesbezüglich weitestgehend gestört. Ich fürchtete mich panisch vor den Genen, die ich an ihn weitergegeben haben könnte.

Meine letzte Hoffnung war, dass sich mit der Geburt automatisch Muttergefühle einstellen würden, auch zu einem Jungen! Die Natur würde mich nicht im Stich lassen. Ich flehte, weinte und betete darum, aber es geschah genau nichts. Selbstzweifel und tiefe Traurigkeit lähmten mich und ich weigerte mich wochenlang, das Bett zu verlassen. Gott steh mir bei, dass das alles nur ein Albtraum war! Doch es war meine trostlose Realität. Ich musste nach außen hin die liebende Mutter spielen und versuchen, das Beste aus dieser Notgemeinschaft zu machen. Die Leute lächelten mich milde an, ihre Blicke schleuderten mir jedoch die Frage nach dem Kindsvater förmlich entgegen und ich baute die Mauer rund um uns immer höher.

Dass dieser Zustand mich gut zwanzig Jahre lang geißeln sollte, war an Grausamkeit kaum zu überbieten. Disziplin und Ordnung statt Liebe und Geborgenheit, mehr hatte ich nicht zu geben. Wir waren ein Team und waren doch kein Team. Ich schaffte es nicht Pascal Marie zu lieben, wiewohl er doch ein ganz normaler kleiner Junge war, der nach Geborgenheit lechzte.

Gottlob wuchs er trotz meiner Kühle zu einem ansehnlichen jungen Mann heran.

Eines Tages geriet meine Welt völlig aus den Fugen, meine mühsam aufgebaute Fassade begann unaufhaltsam zu bröckeln und ich sehnte mich danach, endlich Gefühle zu zeigen. Ich wollte nur mehr ich selbst sein. Nicht mehr stark sein müssen, nicht mehr den Schein wahren.

Vermutlich war es für uns beide längst zu spät. Wie sollte ich meinem Sohn auch erklären, was mich jahrzehntelang so gelähmt und verhärtet hatte?

Pascal Marie Martin

Mein Name sorgte schon von jeher für Verwirrung!

Meine Mutter versuchte mit aller Macht zu vertuschen, dass ich dem männlichen Geschlecht angehörte. Meine seelische Missachtung begann bereits bei meiner Namensgebung. Sie stellte mich stets mit meinen beiden Vornamen – Pascal Marie – vor und verwirrte damit gerne ihre Gegenüber.

Sie hatte sich ein süßes, kleines Mädchen erhofft. Das war die erste Enttäuschung, die ich ihr im Leben zugefügt hatte. Lackschühchen, rosa Kleidchen, Püppchen und Haarschleifen in allen möglichen Farben warteten auf mich, in einem perfekt eingerichteten Prinzessinnenparadies mit zartlila Anstrich. Nichts anderes als ein Mädchen war ihr in den Sinn gekommen. Das pastellfarbige Outfit ersparte sie mir notgedrungen, die Lackschuhe nicht. Noch dazu spielte ihr das Schicksal voll in die Karten und richtete sich von Anfang an gnadenlos gegen mich – es verlieh mir engelsgleiche, unbändige, blonde Locken. Dermaßen eingerahmt, mit unverschämt langen Wimpern versehen, mit der süßesten Stupsnase der Welt ausgestattet, klein und zart von Statur, hielt mich zur großen Freude meiner Mutter die oberflächliche Außenwelt stets für ein herziges Mädchen. Vom Tag meiner Geburt an war ich dazu verdammt, ein artiges Vorzeigeobjekt zu sein.

Bis zu meinem fünften Geburtstag nahm ich das schweigend hin. Dann bekam ich im Kindergarten,

nachdem mich die anderen Kinder wieder einmal mit meinem zweiten Vornamen – »Marieeeee, Marieeeee« – provoziert hatten, einen gigantischen Wutanfall und massakrierte mit der Papierschere meine lockige Haarpracht bis zur Unkenntlichkeit. Der Raufhandel, der meiner Schandtat vorrausgegangen war, hatte als krönende Draufgabe eine grimmige Schramme in meinem Gesicht hinterlassen. Bei der Abholung war meine Mutter fast in Ohnmacht gefallen und stolperte in Folge in eine wochenlange Depression. Sie drohte der Kindergartenpädagogin lautstark schreiend mit einer saftigen Klage und zerrte mich, wie einen wertlos gewordenen, unliebsamen Gegenstand, hinter sich her. Der Schaden war nicht wieder gut zu machen. Das erste Mal in meinem Leben gefiel ich mir selbst. Mit drei Millimeter kurzer Stoppelglatze und einem Kratzer, der schräg über meine rechte Wange verlief, kam ich mir vor wie ein Pirat, der bei einer hinterhältigen Meuterei die Oberhand über sich und sein Schiff behalten hatte. Leider hielt mein Aufbegehren nicht lange an. Schließlich war ich darauf programmiert, zu gefallen.

Bis zu meiner Einschulung gab es keine weiteren Fotos von mir. Mit sechseinhalb Jahren, an meinem ersten Schultag, war mein Haar zum Glück so weit nachgewachsen, dass dieses Ereignis wieder für das Familienalbum festgehalten werden konnte. Ich, mit schwarzer Hose, weißem Hemd, schwarzer Fliege und einer dunkelblauen Schultüte, schlicht und einfach, ohne jedwede kindliche Verschnörkelung. Ihr Inhalt bestand aus Malstiften, Klebstoff, Radiergummi, einem kleinen

Notizblock und einer Spardose, in der ich heute noch meine Cent-Stücke sammle, keine Süßigkeiten und schon gar kein Spielzeug!

Ich war klug und umsichtig, übersprang die zweite Klasse, machte mein Abi mit Auszeichnung und absolvierte in Windeseile mein Pädagogikstudium. Selbst hier war meine Wahl von den geschlechtsspezifischen Stereotypen meiner Mutter beeinflusst worden. Doch erstaunlicherweise musste ich zum ersten Mal die Erfahrung machen, dass es ihr lieber gewesen wäre, wenn ich beruflich in einer Männerdomäne reüssiert hätte und Bankdirektor geworden wäre. Damit hätte es sich augenscheinlich besser angeben lassen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie sich aber längst damit abgefunden, dass ich nicht in allen Lebensbelangen vorzeigbar war.

Weder war ich schwul noch bisexuell, aber ich wirkte stets mädchenhaft, keine Ahnung wie sie das hinbekam. Als ich im Alter von fünfzehn Jahren einen unglaublichen Wachstumsschub bekam und zu empörenden 1 Meter 90 hochschoss, ließ sich ihr Trugbild allerdings nicht länger aufrechterhalten. Rückblickend kam es mir vor, als wäre meine Mutter in diesen Monaten proportional zu mir geschrumpft. Ich war groß, schlaksig und weder Fisch noch Fleisch – in dieser Zeit hätte mir ein Vater oder zumindest ein väterlicher Freund gutgetan. Aber, außer vermutlich zu meiner Zeugung, hatte meine Mutter meines Wissens mit der Spezies Mann nie etwas am Hut gehabt. So wuchs ich unter Emanzen, Männerhasserinnen und Frauenrechtlerinnen zu einem

unsicheren, pickeligen Milchgesicht heran. Ab dem Augenblick, an dem ich aus optischen Gründen nicht mehr ernstzunehmend präsentabel erschien, verlor meine Mutter, wie mir schien, das letzte Interesse an mir. Seltsamer Weise entwickelte ich trotz allem keinen Hass auf die Spezies Frau, auch nicht gegen meine Mutter. Nachdem mein weder Fisch- noch Fleischdasein überwunden war, reifte ich zum gefügigen Galan, der seiner Mutter im Schlepptau hinterherlief, die Handtasche nachtrug und artig ihrem »gib Küsschen, Passi«, Folge leistete. Ich selbst fühlte mich nie besonders zu einem Wesen des weiblichen Geschlechts hingezogen und so war ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren noch immer eine männliche Jungfrau. Für einen One-Night-Stand, der diesen Zustand hätte beenden können, hatte ich zu große Ehrfurcht vor der Frauenwelt. Die war mir schließlich schon mit der Muttermilch eingeflößt worden war. Ich hatte mich definitiv zu einem Sonderling entwickelt, zweifellos liebenswürdig und zuvorkommend, dennoch irgendwie schräg und weltfremd. Meine Kindheit, in der ich mit wenig Liebe und Zuwendung auskommen musste und in der ich weder Sicherheit noch Geborgenheit kennenlernte, förderte die Entstehung meines geringen Selbstwertgefühls und die Angst vor Zurückweisung rasant. Es war wie ein nie enden wollender Flächenbrand. Ich konnte mich selbst nicht leiden! Ich verglich mich stets mit anderen und schnitt dabei beständig schlecht ab.

In meinem nicht gerade prestigeträchtigen Beruf als Volksschullehrer war ich zwar einigermaßen erfolgreich,

aber mein Leben war spießig und einsam. Funktionieren und nicht auffallen, das war stets die Devise. »Sitz, Platz und Bleib« – ein kleines Hündchen hätte es vermutlich besser hinbekommen.

Dann brach ich mir am letzten Tag vor den großen Ferien fast den Hals. Nein, das hatte ich nicht verdient!

Zum Glück war es aber nicht wirklich der Hals, den ich mir gebrochen hatte. Dahingehend reichte eine Halskrause zur Ruhigstellung und Entlastung aus, die mein Haupt erhobener denn je wirken ließ. Doch verdammt Weise steckten meine beiden Arme von den Fingern bis zu den Schultern in einem überdimensionalen Gipsverband und ließen nicht den geringsten Funken einer, wie auch immer gearteten Selbstständigkeit zu. Ein Arm im Gips ist unbequem, zwei Arme in Gips sind die reinste Katastrophe! Noch dazu waren alle restlichen Knochen meines geschundenen Körpers geprellt und meine Seele fürchterlich durchgebeutelt. Aus, mein Traum von einem Sommer, in dem ich mich endlich aus den Fängen meiner Mutter befreien und fünf Wochen lang durch die Welt ziehen wollte, um einen ganzen Mann aus mir zu machen. Selbstbewusst, eloquent und liebenswürdig. Eine Wandlung vom Frosch zum Prinzen! Stattdessen würde ich in allen mehr oder weniger peinlichen Belangen des Alltags auf fremde Hilfe angewiesen sein. Dieser Zustand verlieh meinem tristen Dasein eine neue Dimension der Jämmerlichkeit.

Der Lastwagen, der mich auf meinem Fahrrad übersehen hatte, hatte keine einzige Schramme abbekommen. Wie schon mein ganzes bisheriges Leben lang hatte ich wieder einmal den Kampf David gegen Goliath verloren.

Auf meine Mutter konnte ich nicht zählen.

Ihr theatralisches »Mari« – wie sie mich in Zeiten höchster Not zu rufen pflegte – »Mari, was hast du bloß wieder angestellt?«, musste mir Empathie und Zuwendung genug sein. Mehr war von ihrem gestylten, gekünstelten Ich nicht zu erwarten. Vermutlich war sie dankbar, dass ich nicht das Zeitliche gesegnet hatte, aber sie konnte und wollte sich unmöglich ihre Hände schmutzig machen. Tatsächlich hatte ich zu diesem Zeitpunkt zumindest schon so viel Befreiung erlangt, dass ich in meinen eigenen vier Wänden wohnte. Womit sie fein raus war. Ich nannte eine, wie meine Mutter fand, nicht standesgemäße Junggesellenbude mein Eigen, die ihr vom ersten Tag an missfallen hatte. »Mari, Mari, das ist doch keine Wohnung für dich! Du brauchst etwas Weites, Helles, Schickes, um dich zu entfalten.«

Doch die Entwicklung zum bunten Schmetterling hatte sie mir schon all die Jahre zuvor versagt. Ich war bereits als gescheitert zu betrachten, als die Hebamme den erfreuten Ausruf: »Es ist ein Junge!«, getätigt hatte.

Adele war ein Ausbund an Unbekümmertheit, die Liebenswürdigkeit und Geradlinigkeit in Person. Ein Herzensmensch, wie ich noch nie zuvor einen kennengelernt hatte. Die affektierten Freundinnen meiner Mutter wären neben ihr wie im Sonnenlicht vor sich hin bleichende Fahnen verblasst. Sie war kräftig gebaut, hatte kurzes brünettes Haar und ein eindrucksvoll markantes Gesicht, auf dessen übergroßer Nase eine rote Lesebrille thronte, über deren Rand hinweg sie mich keck anblickte. Sie war nicht eben hübsch zu nennen. Trotz alledem hatte sie eine Strahlkraft, die ihresgleichen suchte. Ihr Elan löste schon beim bloßen Zuschauen einen Schwindelanfall in mir aus.

Ich war mir nicht sicher, was da gerade über mich hinwegrollte. Sie stand mit zwei Koffern und einer Papiertüte voller Einkäufe in der Tür, tätschelte meine Wangen und kniff mich mit gebeugtem Zeige- und Mittelfinger an der Nase. »Na das kriegen wir schon hin, wir zwei.«

Da ich in den nächsten Wochen ziemlich sicher gar nichts hinbekommen würde, wusste ich nicht so recht, wen sie mit »wir zwei« meinte. Sie schob mich sanft zur Seite und blickte mich fragend an. Nachdem ich nur dämlich zurückblickte, hob sie ihre beiden Koffer hoch und fragte augenzwinkernd: »Wohin damit?«

Meine Mutter hatte mir zu ihrer Ehrenrettung und um klarzustellen, dass mein armseliges Befinden nicht in

ihren Zuständigkeitsbereich fiel, eine Familienhelferin organisiert. Adele.

Meine Wohnung war klein, aber gut geschnitten und so hatte ich zum Glück ein extra Zimmer anzubieten, in dem sie ihre Habseligkeiten abstellen konnte. Ein Bett, ein Nachtkästchen, eine kleine Kommode und ein Garderobenständer bevölkerten die kleine Kammer. Dem Zimmer fehlte, wie auch dem Rest meiner Wohnung, jeglicher Charme. Von der Decke baumelte eine Glühbirne als spartanische Beleuchtung. Für Gemütlichkeit hatte ich nie gesorgt. Adele schien das nicht weiter zu stören. Sie ließ sich rücklings aufs Bett fallen, schaukelte ihr eindrucksvolles Volumen einmal von links nach rechts und merkte dann lakonisch an: »Das sollte passen!«

Ich war ihr wie ein kleiner Junge hinterhergetrottet, sodass sie mich nun abermals zur Seite schieben musste und mit der Bemerkung: »Dann wollen wir mall!«, das ihr für die nächsten Wochen zugedachte Imperium wieder verließ. Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, inspizierte sie den Rest der Wohnung. Ich war dieser fremden Person hilflos ausgeliefert. Schließlich konnte ich mich weder allein an- noch ausziehen, mich nicht waschen, Zähne putzen, essen oder trinken, geschweige denn auf die Toilette gehen. Meinen Drang, auf die große Seite zu müssen, unterdrückte ich ohnedies schon seit geraumer Zeit. Eine Art Panikattacke schien sich in mir breit zu machen und ich fasste den spontanen Entschluss mir derlei körperliche Bedürfnisse für die nächsten Wochen einfach zu verkneifen. Adele hatte

derweil die Küche erobert, Teewasser aufgestellt und hantierte bereits so selbstverständlich mit meinen Pfannen und Töpfen, als würde sie schon eine Ewigkeit lang eine WG mit mir teilen. Ihre Einkäufe hatte sie auf dem kleinen Küchentisch ausgebreitet. Sie verstaute Käse, Wurst und Fleisch in meinem Kühlschrank. Dass ich seit einigen Monaten versuchte, möglichst vegetarisch zu leben, würde hier in nächster Zeit wohl kaum Berücksichtigung finden.

»Wie stellst du dir das mit uns beiden vor, junger Mann?« Sie briet bereits ungefragt zwei Spiegeleier und schnitt dicke Scheiben Schwarzbrot zurecht.

Ich stellte mir vor, dass sich der Boden vor mir auftat und mich für die nächsten Wochen behutsam verschluckte. Tatsächlich jedoch war ich dazu verdonnert, wie ein Wickelkind gefüttert und gebadet zu werden. Mein Leben lang hatte ich mir gewünscht, umsorgt zu werden, aber so hatte ich mir das nicht vorgestellt. Ich blickte dümmlich vor mich ins Leere und antwortete nicht.

»Wie nennen dich eigentlich deine Freunde?«

Vermutlich kannte sie meinen Namen aus den Akten und konnte es ebenso wenig glauben wie ich selbst, dass man mit so einem Fluch durchs Leben gehen musste. Vielleicht hatte sie sogar eine Frau als Gegenüber erwartet? Wieder dachte ich viel zu lange nach und wieder antwortete ich deshalb nicht.

»Also ich bin Adele und dich nenn ich dann eben Bürschchen, wenn dir nichts Besseres einfällt.« Sie drehte sich wieder um und füllte zwei Tassen mit Tee.

Mir wurde kläglich bewusst, dass ich meine nicht selbst zum Mund führen würde können. Satte Schamesröte stieg in meinem Gesicht auf und schraffierte meine Wangen und meine Stirn mit hässlichen, roten Flecken. Meine Mutter nannte mich von jeher »Passi«, das würde ich niemals preisgeben, lieber ließ ich mir von dieser Adele den Hintern auswischen. Von dem mahnenden »Mari« durfte sie auch nie im Leben etwas erfahren, meine Lage war schon prekär genug.

»Pascal«, erwiderte ich daher endlich monoton und richtete damit überhaupt das erste Wort an sie. Wenn ich mich recht entsann, hatte ich sie nicht einmal begrüßt.

Mittlerweile saßen wir gemeinsam am Küchentisch, Adele zog die Schwarzbrotstücke durch den glibberigen Dotter und stopfte sie mir Stück für Stück in den Mund. Sie hatte mich nicht gefragt, was ich eigentlich normal zu frühstücken pflegte. Vermutlich sollte ihre deftige Auswahl zu einer raschen Kräftigung meiner geschundenen Knochen beitragen. Den Tee hatte sie mir, mit einem Strohhalm versehen, vor die Nase gestellt, sodass ich wenigstens hier selbst entscheiden konnte, wann und ob ich etwas trinken mochte. Ich bevorzugte für gewöhnlich Honigbrot und Kaffee, aber das schien hier nicht von Belang zu sein. Nachdem ich den letzten Brocken Brot artig hinuntergewürgt hatte, stupste mich Adele Richtung Bad. Waschen, Zähneputzen und Kämmen war angesagt. Seit geraumer Zeit trug ich meine Haare zum Leidwesen meiner Mutter als Undercut-Zopf. Das war so ziemlich das einzige, das ich bisher in Sachen Mode eigenständig riskiert hatte. Der weiche Übergang

vom Undercut zu meinem 3-Tagebart ließ mich irgendwie verwegen aussehen. Jetzt allerdings standen meine Locken widerspenstig in allen Richtungen ab und Adele wusste mit meinem langen Deckhaar nicht so recht etwas anzufangen. Sie bürstete meine Zähne und wusch mit einem Waschlappen zum Glück nur mein Gesicht und meinen Oberkörper. Dann versuchte sie erneut mein gewelltes Haar zu bändigen. Als ich gerade fürchtete sie würde es im Pipi Langstrumpf-Stil zu zwei dicken, abstehenden Zöpfen flechten, bekam sie völlig unerwartet einen Lachkrampf. Ich schaute kurz verdutzt zu ihr hoch und stimmte dann mit ein. Humor war vermutlich das einzige, das mich über die nächsten Wochen hinwegretten würde. Tatsächlich wies ich sie nun an, wie sich meine festen Locken am Oberkopf am besten zu einem Zopf bändigen ließen. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen. Endlich wirkte ich wieder einigermaßen zivilisiert. Immer noch war ich nur mit Badeshorts bekleidet, immer noch spürte ich den äußerst unangenehmen Druck in meinem Enddarm. Ich fürchtete langsam, aber sicher, dieses menschliche Bedürfnis nicht länger unterdrücken zu können. Adele schien mein Unwohlsein zu bemerken, denn ich stand stramm und zwickte meine Pobacken wie ein Zinnsoldat zusammen. Meine Gesichtsmuskeln spiegelten meine Not deutlich wider. Adele drehte mich Richtung Toilette, zog kurzerhand meine Shorts hinunter und drückte mich sanft nieder. »Lass dir Zeit, ich habs nicht eilig damit, dir deinen Allerwertesten abzuwischen«, flugs drehte sie sich um und war dahin. In mir machte sich einerseits